

Gnade sei mit euch
und Friede von Gott, unserm Vater,
und dem Herrn Jesus Christus!

Liebe Gemeinde,

„ich sehe was, was du nicht siehst“ – Wer kennt nicht dieses Spiel?

Viele spielen es unterwegs. Es ist ein unterhaltsames Spiel, das bisweilen nur dadurch erschwert wird, dass kleinere Kinder gerne spontan entscheiden, ob ihnen die Antwort gefällt oder nicht – ja, du hast richtig geraten oder nein, du hast nicht richtig geraten.

Oder es wird dadurch erschwert, dass Dinge ausgesucht werden, die bei Tempo 130 nach einer Sekunde wieder aus dem Blickfeld verschwunden sind. Obs denn wahr gewesen ist, was jemand behauptet, gesehen zu haben? Gab es das gelbe Schild, die blaue Aufschrift, den roten Container wirklich?

Und schon wird für die theologische Betrachterin aus Spiel Ernst, wie ja bekanntlich Spiel und Ernst sehr oft eng beieinander liegen.

Ist das, was vorgegeben wird, gesehen worden zu sein, auch wirklich?

Kann das, was ich nicht (mehr) sehe, wirklich sein?

„Es ist aber der Glaube [...] ein Nichtzweifeln an dem, was man nicht sieht“, heißt es im Hebräerbrief (11,1) –

und ich denke, um des lieben Reisefriedens tut man gut daran, sich hin und wieder daran zu halten: an das Nichtzweifeln an dem, was man nicht sieht (freilich nicht ohne anzumerken, dass das nun gegen die Spielregeln geht, Dinge auszuwählen, die keinem Realitätscheck mehr standhalten).

Und damit sind wir – Reisefrieden hin oder her – bereits zum Zentrum der Dinge und also der Frage vorgezogen: Was hat es mit dem Sehen auf sich?

Wir haben der Reihe der Universitätsgottesdienste in diesem Semester den Titel „Ich sehe was, was du nicht siehst“ gegeben, um dem Sehen nachzugehen: dem Sehen im wörtlichen Sinne, aber auch nachzudenken über das Sehen als Erkennen und Anerkennen. Und um nicht zuletzt zu fragen, und heute machen wir damit den Anfang: Was bringt mir das Sehen zum Leben?

Sehen ist eigentlich eine inspirierende wie zeitfüllende Angelegenheit. Es ist so viel zu entdecken, so viel zu beobachten, soviel auch zu bestaunen!

Wer will denn eigentlich entscheiden, ob das, was eine sieht, stimmt oder nicht? Und was ist das Kriterium möglicher Stimmigkeit?

Und wer entscheidet über die Wertigkeit dessen, was einer sieht, und wer oder was entscheidet über die Auswahl dessen, was wir sehen?

Vier Szenen:

Eins: Aus dem Lockdown wieder am belebten Jungfernstieg: Was für eine Explosion der Sinesseindrücke! Erst nach der Phase der Abgeschiedenheit habe ich so richtig gemerkt, wieviel da tagtäglich, stündlich, minütlich auf mich einströmt! Was sich überall darstellt und gesehen werden kann!

Zwei: heute hier gemeinsam in der Kirche. Alle, die ich Sie sehe (ich sehe was, was Sie nicht sehen 😊): überwiegend nach vorne ausgerichtet, auf das Kreuz – so soll es sein. Aber für

manche Kolleg:innen und Studierende ist es nach den ersten 3 Semestern in Hamburg das erste Mal, dass wir uns hier in räumlicher Präsenz sehen! Wie interessant ist das denn! Wenn es da mal nicht viel zu sehen gibt. Schauen Sie sich um!

Szene drei: mit einem Dreijährigen unterwegs. Strecke ist hier nicht zu machen. Jeder Pflanzenstengel wird mindestens eine Viertelstunde lang betrachtet, um Ameisen und anderen Tieren bei ihrem Tagwerk zuzuschauen, dann den Kopf noch einmal zur Seite drehen, denn aus dieser Perspektive sieht alles noch einmal ganz anders aus! Finger graben im Boden, wie schön, da krecht und fleucht noch mehr, die nächste halbe Stunde ist gesichert, in der die konventionalisierten Rationalitäten der Lebensorganisation lässig ignoriert werden.

Ich will nicht sagen, dass wir *alle* unsere Tage so verbringen sollten. Aber vielleicht sollten wir unsere Tage *auch so* verbringen 😊. Wilhelm Genazino hat mit seinem *gedehnten Blick* genau das in seinen Romanen und Essays beschrieben und vollzogen: die Einübung in den gelernt rätselhaften Blick. Er versucht, „das völlige Hingegebensein“ des Kinderblicks „an [einen] Gegenstand in dem Versuch, diesen durch Schauen zu enträtseln“ (Weyel, 40), der menschlichen Existenz anzuempfehlen.

Szene vier also aus Ganazinos Roman *Die Liebesblödigkeit*: Die Betrachtung einer Hose wird zur Epiphanie. Sie liegt vor dem Kühschrank des Ich-Erzählers, als „kleine dunkle Stoffhalde“; sie ist, recht betrachtet, mehr als ein fallengelassener Gegenstand – der Ich-Erzähler: „Die Hose beginnt in diesen Augenblicken, mir meine eigenartig zusammengewürfelte/zusammengedehnte/zusammengeklumpte Lebensgeschichte zu erzählen. Eine Weile höre ich zu, dann mag ich nicht mehr“ (22) Zitat- und Szenenende.

Was bringt mir also das Sehen zum Leben? Die *erste* Antwort ist: Alles hat Potenzial zur Offenbarung.

Offenbar werden die Dinge aber erst dann, wenn ich die Welt und was darinnen ist, nicht nur zweckrational vermesse, sondern wenn ich einer religiös inspirierten Poetik des Schauens Raum und Zeit gebe.

Und so, wie die Hose dem Ich-Erzähler seine eigene „zusammengewürfelte/zusammengedehnte/zusammengeklumpte Lebensgeschichte“ erzählt, so schreiben sich die eigene Lebensgeschichte und die sozialen Bedingtheiten immer darin ein, wie ich die Welt wahrnehme, im Guten wie im Schlechten.

Dass ich der Welt überhaupt zutraue, dass sie resoniert, dass sie mir etwas sagen will, das scheint mir eine Haltung zu sein, die wieder mehr einzuüben ist – jenseits von Versuchen effizienter und optimierter Lebensführung und auch jenseits eines gesellschaftlich propagierten Mindsets, dem der gegenwärtige Zustand nur als zu überwindender gilt, um zu einem Anderen, Besseren, zu einem Mehr zu führen.

Der gedehnte Blick aber, er führt zur Vertiefung des Augenblicks, zu einem Transzendieren des Zeitlichen in der Zeit, zur gegenwärtigen Existenz. In diesem Sinne verstehe ich auch den Vers aus dem 2. Korintherbrief, den wir dieser Predigt beigegeben haben: „[W]as sichtbar ist, das ist zeitlich; was aber unsichtbar ist, das ist ewig.“ (4,18)

Der materialistische, unersättlich auf mehr ausgerichtete Blick, er ist im Grunde ein rastloser Blick, der die Welt mechanistisch auffasst. Woraufhin eigentlich? Diese Frage können wir uns alle selbst stellen, und jede:r mag sie nur für sich selbst beantworten können.

Was will ich erreichen, wenn ich zwar sehenden Auges durch die Welt hetze, dabei aber kaum mehr etwas wahrnehme, das mich berührt, dessen Anblick mich anrührt? Wenn ich die Dinge nur noch zeichenhaft, nicht mehr symbolisch zu verstehen mag?

Ich für mich weiß nur: Es gibt zu viele von diesen Momenten in meinem Leben, sie speisen sich aus einer gefühlten Zeitknappheit – und die Tatsache, dass ich die Welt nur noch gegenständlich auffasse, bedeutet nicht, dass nur das Sichtbare auch wirklich ist. Es ist nur so, dass mein religiös-poetischer Sehnerv verkümmert – der, ich muss es wohl kaum sagen, nun auch nicht identisch ist mit dem Auge als materialem Organ.

Ich bin froh, dass es dann Texte, Bilder, Filme gibt, dass es Andere gibt, die mich erinnern, dass das Ganze größer ist: „[W]as sichtbar ist, das ist zeitlich; was aber unsichtbar ist, das ist ewig.“ – Und es ist nicht zuletzt das mit bekannteste deutsche Abendlied, das uns vor Augen führt, wie reduktionistisch ein Blick ist, der nur das Augenfällige zu sehen vermag:

Seht ihr den Mond dort stehen?
Er ist nur halb zu sehen,
Und ist doch rund und schön.
So sind gar manche Sachen,
Die wir getrost belachen,
Weil unsre Augen sie nicht sehn.

Der religiös-poetische Blick sieht mehr. Nicht umsonst vergleicht der Jesus des Matthäusevangeliums das Kommen des Reiches Gottes mit einer Frau, die Brot backt – wir haben es eben in der Lesung gehört. Zum Brot des Lebens, im wörtlichen wie übertragenen Sinne, wird der Teig, indem er *gearbeitet* und *bearbeitet* wird, mit der Kraft der eigenen Hände – und indem er ruht. Indem die Hände ruhen. „Die Ruhe des Wartenskönnens“, hat Luise Schottroff dazu geschrieben „gehört zur Arbeit für das Leben und zur Arbeit für das Reich Gottes.“ (28) Und dabei ist all das, das Brotbacken als Hausarbeit allzumal, typischerweise den Augen und damit auch der Anerkennung der Arbeit durch Andere entzogen. „Jesus [aber] holt die Hände der Frauen aus der Unsichtbarkeit hervor. Sie sind für ihn nicht Nebensache, sie arbeiten nicht für selbstverständlichen Service. Sie arbeiten für das Leben in seiner ganzen Fülle. In ihnen werden die Hände Gottes offenbar.“ Das war noch einmal Luise Schottroff.

Und so kann der religiös-poetische Blick auch eine politische Dimension haben: Er lässt uns Dinge sehen, er fordert uns auf, Armut, Ungerechtigkeit, Prekäres und Lebensfeindliches zu sehen, Verhältnisse, mit denen wir gelernt haben zu leben, weil wir gelernt haben, Anderes und Andere zu übersehen: den Wohnungslosen auf der Straße, die Servicekraft im Hotel, die Geflüchteten an den Außengrenzen der EU, die Endloslawine an Blechkarossen, die sich durch unsere Straßen schieben, die Müllberge, die wir produzieren. Sie ahnen es: die Liste ließe sich endlos fortsetzen. Zeit für mehrere Runden „Ich sehe was, was Du nicht siehst!“ Und siehe da: Es ist doch mehr sichtbar als wir meinen.

Was bringt mir das Sehen zum Leben? Die zweite Antwort: Freiheit von alten Sehgewohnheiten und Aufmerksamkeit für Dysfunktionalitäten.

Ein letzter Punkt: Der religiös-poetischen Perspektive ist eigen, dass sie uns quasi von vorne, aus der Zukunft entgegenkommt: Aus der Differenz zum Jetzigen – aus dem Möglichen – kommt die Potenz zur Veränderung! Daher ist es im Grunde lebensnotwendig, dass wir heute anfangen, an einem neuen Sehen zu arbeiten. Weil es macht, dass wir uns besser auf uns und unsere eigentlichen Bedürfnisse zu verstehen. Wer vom Brot des Lebens isst, wer auf das Reich Gottes hofft, wird neu sehen, dass alles Seiende voneinander abhängig ist, dass wir auf Gemeinschaft angewiesen sind, auf Beziehungen – und dass wir aus diesen Einsichten Konsequenzen für unser Leben zu ziehen haben! Ohne Hoffnung auf Leben in einem umfassenden Sinne, das die Zeit auskauft statt Andere und Anderes ausbeutet, verkümmern wir. Zeit, nach vorne zu schauen, und die Potenz, die Hoffnung auf das gute Leben im Hier und Jetzt wirksam werden zu lassen. Das ist der Anfang des Reiches Gottes.

Was bringt mir das Sehen zum Leben, zum Dritten? Sehnsucht nach und Mut zur Veränderung.

Niklas Luhmann hat – und mit diesem bescheidenen Bezug sei schließlich unserer Festrednerin und Luhmannianerin Maren Lehmann heute Abend eine kleine Reverenz erwiesen wie die Zielgerade meines Redens eingeläutet – Niklas Luhmann hat, wer hätte das gedacht, einen kleinen Beitrag mit dem Titel „Ich sehe was, was du nicht siehst“ verfasst. Darin wollte er zum einen sagen, dass er mehr sieht als Jürgen Habermas, und dass ergo die Systemtheorie dem Denken der Frankfurter Schule weit überlegen ist. Aber jenseits der Polemik unter Kollegen geht es ganz wesentlich um die sachliche Einsicht, dass unser Sehen – die Systemtheorie nennt es ja nun eher Beobachten – darauf beruht, dass *unterschieden* wird. Die Unterscheidung macht das eine wichtig und das andere unwichtig für ein bestimmtes Referenzsystem.

Wenn wir nun heute und in diesem Semester dem Sehen nachgehen, dann ist das eine große Einladung, die Unterscheidungen, die wir tagtäglich vornehmen, und die darüber bestimmen, was für unser Leben vermeintlich wichtig ist oder nicht, zu beobachten, zu meditieren und zu reflektieren. Welche Unterscheidungen treffen wir? Kaufkräftig/nicht kaufkräftig? Gesund/krank? Männlich/weiblich? Hetero/nicht hetero? Gebildet/ungebildet? Wem dienen diese Unterscheidungen? Und: Dienen Sie dem Leben?

Es wäre wunderbar, wenn wir im Laufe des Semesters über dies und noch viel mehr ins Gespräch kämen!

Dazu scheint mir notwendig zu sein, dass wir auch einander anschauen und einander zutrauen, dass wir uns gegenseitig etwas zu sagen haben –

und ich wünsche uns allen, dass wir hin und wieder verweilen im Augenblick, in dem in der Schau des vermeintlich Unsichtbaren die Liebe zum Leben erfahrbar wird.

Und der Friede Gottes,
welcher höher ist als alle Vernunft,
bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus.

Amen.

Kristin Merle
Semestereröffnungsgottesdienst am 11. Oktober 2021
Haupt- und Universitätskirche St. Katharinen

Literatur:

Wilhelm Genazino, *Die Liebesblödigkeit*, Hamburg 2005.

Ders., *Der gedehnte Blick*, in: *Der gedehnte Blick*, München u.a. 2004, 39–61.

Niklas Luhmann, *Ich sehe was, was Du nicht siehst*, in: *Soziologische Aufklärung 5. Konstruktivistische Perspektiven*, Opladen 1990, 228–234.

Dorothee Sölle/Luise Schottroff, *Den Himmel erden. Eine ökofeministische Annäherung an die Bibel*, München 1996.

Birgit Weyel, *Der gedehnte Blick. Wilhelm Genazinos poetisches Konzept als Inspiration für ein homiletisch-ästhetisches Sehen*, in: *Zeitschrift für Gottesdienst & Predigt* 26 (2008), 40–42.